

Ein Auftrag

(Übersetzung von [Hedda Eulenberg](#), Erstveröffentlichung 1901 bei Reclam/Leipzig © [Thomas Eulenberg](#) 1999)

Die Herren begaben sich nach dem Diner plaudernd ins Rauchzimmer. Man sprach von unerwarteten Erbschaften, bizarren Klauseln. Monsieur LeBrument, den man bald den „erlauchten Meister“, bald den „berühmten Advokaten“ nannte, lehnte sich bequem an den Kamin.

„Ich habe augenblicklich einen Erben zu suchen“, begann er, „der unter sonderbar schrecklichen Umständen verschwunden ist. Die Geschichte ist eins der einfachen, bitteren Trauerspiele, wie sie sich täglich, ohne dass man etwas von ihnen erfährt, ereignen; eine Sache, die jeden Tag vorkommen kann, und die doch die schrecklichste ihrer Art ist, die mir zu Ohren gekommen.“

Ich wurde vor ungefähr sechs Monaten zu einer Sterbenden gerufen. Sie sagte: „Monsieur, ich möchte Ihnen einen schwierigen, langwierigen und ein wenig seltsamen Auftrag geben. Lesen Sie gütigst mein Testament auf dem Tisch dort durch. Ich verspreche Ihnen eine Summe von fünftausend Francs als Honorar, wenn Ihre Bemühungen vergeblich sein, und hunderttausend Francs, wenn Sie Erfolg haben sollten. Es gilt, nach meinem Tode meinen Sohn aufzufinden.“

Darauf bat sie mich, ihr behilflich zu sein, sich im Bett ein wenig aufzusetzen, damit sie leichter reden könne. Denn ihre Stimme drang nur gepresst und keuchend aus ihrer Kehle hervor.

Ich sah, dass ich mich in einem sehr reichen Hause befand. Das prachtvoll eingerichtete Zimmer war mit dicken Stoffen vollständig ausgeschlagen, die so weich wie eine Liebkosung wirkten und so stumm schienen, als sögen sie den Klang der Worte in sich hinein, um ihn bei sich zu ertränken.

Die Sterbende begann: „Sie sind der erste Mensch, der meine furchtbare Geschichte erfahren soll. Ich werde all meine Kraft zusammennehmen müssen, um sie bis zu Ende erzählen zu können. Denn Sie, den ich als einen Mann von Herz sowohl als von den besten Formen kenne, müssen die ganze Wahrheit erfahren, wenn Sie den aufrichtigen Wunsch hegen sollen, mir aus allen Kräften zu helfen.“

Hören Sie mir also bitte zu.

Vor meiner Verheiratung liebte ich einen jungen Mann, dessen Bewerbung meine Familie abwies, weil er nicht begütert genug war. Man verheiratete mich kurze Zeit nachher mit einem sehr reichen Manne. Ich heiratete ihn aus Furcht, aus Gehorsam . . . wie die wohlgezogenen jungen Mädchen eben heiraten.

Wir hatten ein Kind, einen Knaben. Mein Gatte starb nach einigen Jahren.

Der Mann, den ich geliebt, hatte sich mittlerweile auch verheiratet. Als er erfuhr, dass ich Witwe sei, ergriff ihn der wildeste Schmerz, nun seinerseits nicht mehr frei zu sein. Er besuchte mich, weinte und schluchzte, dass mir das Herz brechen wollte. Er wurde mein Freund. Ich hätte ihn vielleicht nicht empfangen sollen. Und doch . . . ich war allein, so einsam, so traurig, so verzweifelt! Und ich liebte ihn doch! Wie hart das Leben manchmal ist!

Ich hatte niemanden auf der Welt als ihn, meine Eltern waren inzwischen auch schon tot. Er kam oft zu mir, er brachte manchen Abend bei mir zu. Ich weiß, ich hätte es nicht zulassen dürfen, weil er verheiratet war. Aber ich hatte nicht die Kraft, seine Besuche zu hindern.

Doch was rede ich viel? . . . Er wurde mein Geliebter! Wie es gekommen ist, ich weiß es nicht, ich glaube, niemand weiß, wie es kommt! Und glauben Sie, dass es überhaupt anders kommen könnte, wenn zwei Menschenwesen durch die unwiderstehliche Macht erwideter Liebe zueinander hingezogen werden? Glauben Sie, Monsieur, dass es möglich ist, immer zu wider-

stehen, immer zu kämpfen, immer zu versagen, was der Mann, den man anbetet, den man glücklich sehen will, den man mit allen Wonnen überhäufen möchte, mit Bitten und Flehen, mit Kniefällen und Tränen, mit berausenden Worten und hinreißender Leidenschaft von uns verlangt? Und dass man verzweifelt, ehe man den Ehrbegriffen der Welt zuwider handelt! Welche Kraft zum Verzicht auf das Glück gehört dazu, um endgültig nein zu sagen, und auch wohl welche ein Egoismus aus Sucht, nur „anständig“ zu sein - nicht wahr? Kurz, Monsieur, ich wurde seine Geliebte, und ich war glücklich. Zwölf Jahre hindurch war ich glücklich. Ich war, und das ist meine größte Schwäche und größte Feigheit, die Freundin seiner Frau geworden.

Wir erzogen gemeinsam meinen Sohn, wir machten ihn zum Manne, zu einem tüchtigen klugen Menschen, voll Verstand und Willen, voll großherziger und schöner Ideen. Das Kind wurde siebzehn Jahre alt.

Er liebte meinen . . . meinen Geliebten fast ebenso wie ich, denn er wurde von uns beiden gleich liebevoll geleitet und erzogen. Er achtete und verehrte ihn von ganzem Herzen, da er ihm stets als ein Beispiel von Klugheit, Geradheit und Rechtlichkeit vorleuchtete. Er betrachtete ihn wohl als einen alten, treuen und ergebenden Freund seiner Mutter, als eine Art geistigen Vater, Vormund, Beschützer.

Oder vielleicht hat er sich nie über unsere Beziehungen Rechenschaft gegeben, da er seit frühester Jugend gewohnt war, diesen Mann in meiner Nähe, in unserem Hause, immer um uns bemüht zu sehen.

Eines Abends sollten wir drei zusammen speisen. Es kam zuweilen vor und war mir immer ein großes Fest. Ich erwartete sie beide und fragte mich, wer wohl zuerst kommen werde. Die Tür öffnete sich; es war mein Freund. Ich ging mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, und er drückte mir voll Glück einen langen Kuss auf die Lippen.

Da ließ mich ein Geräusch, ein Knistern, ein Nichts, die geheimnisvolle Empfindung, die uns die ungesehene Gegenwart einer Person anzeigt, zusammenschrecken. Wir fuhren beide mit einem Ruck herum: Jean, mein Sohn, stand leichenblass vor uns.

Es war eine Sekunde fürchterlichsten Entsetzens. Ich streckte wie zu einem Gebet die Hände gegen meinen Sohn aus. Aber ich sah ihn nicht mehr. Er war hinausgeeilt.

Wir blieben niedergeschmettert, unfähig ein Wort zu reden, voreinander stehen. Dann sank ich auf einen Lehnstuhl und hatte nur den drängenden dumpfen Wunsch zu fliehen, in die Nacht hinaus zu fliehen, und auf immer zu verschwinden. Ein krampfhaftes Schluchzen zog mir die Kehle zusammen und ich weinte, von rasender Angst hin- und hergeschüttelt, von der entsetzlichen Ahnung eines unausweichlichen Unglücks gefoltert und von jener furchtbaren Scham bedrängt, die ein Mutterherz in solch einem Augenblick peinigen muss.

Er stand verwirrt vor mir, wagte nicht näherzutreten, nicht mit mir zu sprechen, mich nicht anzurühren, aus Furcht, mein Sohn könne wiederkommen. Endlich sagte er: „Ich will ihn suchen... ihm sagen... ihm verständlich machen . . . kurz, ich muss ihn finden . . . muss mit ihm reden.“

Und er ging hinaus.

Ich wartete ... ich wartete außer mir, zitterte bei dem geringsten Laut, fuhr oft vor Angst empor, und geriet bei dem kleinsten Geräusch, das das Feuer im Kamin machte, in immer größere, unaussprechliche, unerträgliche Aufregung.

Ich wartete eine Stunde, zwei Stunden, fühlte, wie in meinem Herzen eine unbekannte Furcht wuchs, eine Angst stieg, die ich dem schlimmsten Verbrecher nicht zehn Minuten lang gönnen möchte. Wo war mein Kind? Was tat es?

Um Mitternacht brachte mir ein Dienstmann einen Brief von meinem Geliebten. Ich weiß seinen Inhalt noch auswendig: „Ist Ihr Sohn zurückgekehrt? Ich habe ihn nicht gefunden. Ich bin unten, da ich zu dieser Stunde nicht zu Ihnen hinauf möchte.“

Ich schrieb mit Bleistift auf denselben Bogen: Jean ist nicht zurückgekommen. Sie müssen ihn finden.'

Und ich wartete die ganze Nacht - die ganze Nacht.

Ich wurde wie wahnsinnig, ich wollte schreien, laufen, mich auf die Erde werfen. Und doch machte ich keine Bewegung, sondern wartete, wartete. Was hatte geschehen können? Ich suchte es zu erraten. Und doch konnte ich es mir nicht vorstellen, trotz aller Anstrengungen, trotz aller Seelenqualen.

Ich hatte nun Furcht, dass sie sich treffen könnten. Was würden sie tun? Was würde das Kind tun?

Schreckliche Zweifel, furchtbare Vermutungen folterten mich.

Können Sie sich diese Nacht vorstellen, Monsieur?

Mein Kammermädchen, das von nichts wusste, nichts ahnte, ging unaufhörlich herein und heraus, sie hielt mich ohne Zweifel für wahnsinnig. Zum Schluss schickte ich sie mit einem Wort oder einer herrischen Bewegung fort. Sie lief zum Arzt, der mich in einer Nervenkrise fand.

Man brachte mich ins Bett. Ich bekam ein Nervenfieber.

Als ich nach langer Krankheit wieder zu Bewusstsein gelangte, bemerkte ich neben meinem Bett meinen . . . meinen Geliebten . . . allein. Ich schrie: „Wo ist mein Sohn! Wo ist mein Sohn?“ Er antwortete nicht. Ich stammelte: „Tot? Tot? Hat er sich getötet?“

Er antwortete: „Nein, nein, ich schwöre es Ihnen. Doch haben wir seinen Aufenthaltsort trotz aller Anstrengungen noch nicht erfahren können.“

Da rief ich, plötzlich erbittert, unwillig - man hat zuweilen dergleichen unerklärliche und unvernünftige Zornesausbrüche: „Ich verbiete Ihnen, mich wieder zu besuchen, wenn Sie ihn nicht wiederfinden. Gehen Sie!“

Er ging.

Ich habe keinen von beiden wiedergesehen, Monsieur ...

Und so lebe ich seit zwanzig Jahren.

Können Sie sich mein Dasein ausdenken, können Sie sich die fürchterliche Strafe vorstellen, diese beständige Todesqual meines Mutterherzens, meines Frauenherzens, dies furchtbare unendliche Warten . . . das unendliche Warten . . . Doch nein . . . bald wird es kein Warten mehr sein, denn ich sterbe ... ich sterbe, ohne einen von ihnen wiedergesehen zu haben!

Er, mein Freund, schreibt mir seit zwanzig Jahren jeden Tag; doch habe ich ihn nicht empfangen wollen, nicht eine Sekunde lang, denn ich glaubte immer, dass in dem Augenblick, in dem ich ihn wiedersähe, auch mein Sohn vor mir erscheinen würde. Mein Sohn! -Mein Sohn! Ist er tot? Lebt er noch? Wo verbirgt er sich? Hinter weiten Meeren, in Ländern, deren Namen ich nicht einmal kenne? . . . Denkt er an mich? . . . Ach! wenn er wüsste?! . . . Wie grausam die Kinder sind! Kann er auch nur begreifen, zu welchem fürchterlichen Leiden er mich verdammt, in welche Verzweiflung, in welche Qual er mich, die ich noch jung war, bis zu meinem Ende verstoßen hat? Ahnt er auch nur, mit welcher heißer Mutterliebe ich ihn geliebt habe? . . . Ist dies alles nicht zu grausam?

Erzählen Sie ihm, was ich Ihnen gesagt habe, Monsieur, und wiederholen Sie ihm meine letzten Worte: „Mein Kind, mein liebes, liebes Kind, sei nicht so hart gegen die Menschen. Das Leben ist schon brutal und wild

genug! Mein liebes Kind, erinnere dich oft daran, Welch ein Dasein deine Mutter von dem Tage an, da du sie verlassen, geführt hat. Mein liebes Kind, verzeihe ihr und liebe sie, nun da sie gestorben ist, denn sie hat die furchtbarste Buße getragen."

Sie rang nach Atem und sprach abgerissen und zitternd, als stehe ihr Sohn, zu dem sie redete, vor ihr. Dann fügte sie noch hinzu: „Sagen Sie ihm auch, Monsieur, dass ich . . . dass ich den andern . . . nie wiedergesehen habe."

Sie schwieg wieder, dann raffte sie sich noch einmal zu den zitternden Worten auf: „Verlassen Sie mich jetzt, bitte. Ich will allein sterben, da sie nicht bei mir sind. "

Und Maître Le Brument fügte hinzu; „Ich bin denn auch gegangen, Messieurs, aber ich heulte in meinem Wagen wie ein Schlosshund, und zwar dermaßen, dass sich mein Kutscher umdrehte, um nach mir zu sehen. Und zu denken, dass sich alle Tage ähnliche Tragödien abspielen!

Ich habe den Sohn nicht wiedergefunden . . . diesen Sohn. Denken Sie von ihm, wie Sie wollen; ich nenne ihn: diesen verbrecherischen Sohn!"